

NIKOLAOS AVGELIS, Thessaloniki

## SCHLICKS ZEICHENTHEORIE DER ERKENNTNIS & IHRE STELLUNG INNERHALB DER GESCHICHTE DES NEUEREN EMPIRISMUS

Die folgenden Überlegungen gelten Fragen, die sich bei einer kritischen Analyse der zeichentheoretischen Untersuchungen Schlicks ergeben. Es soll unter Anknüpfung an die erkenntnistheoretische Problemlage des älteren Empirismus eine Wiedererwägung dessen versucht werden, was überhaupt der Schlicksche zeichentheoretische Ansatz in Bezug auf einige Grundfragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie zu leisten vermag. Dabei werden jene entscheidenden Punkte der philosophischen Einstellung Schlicks herausgehoben, die den Übergang zum logischen Empirismus deutlich werden lassen und zugleich den Hintergrund zeigen, vor dem die Entstehung der Philosophie des Wiener Kreises verstanden werden muß.

Was den älteren Empirismus über die psychologische Zergliederung des Erkenntnisprozesses hinaus zu einer kritischen Prüfung rationalistischer Erkenntnisansprüche führt, ist der normative Gebrauch des Erkenntnisbegriffs: nur das soll als Wirklichkeitserkenntnis gelten, was sich auf sinnliche Wahrnehmung zurückführen läßt<sup>1</sup>. Darin besteht im Grunde jede empiristische Erkenntniskritik.

Die erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten, die sich aus der Annahme der Durchführbarkeit des empiristischen Reduktionsverfahrens notwendig ergeben, gründen in der Struktur des Rezeptivitätsmodells der Erfahrung, welches als Grundlage jener Erkenntniskritik dienen soll. Im Rahmen der empiristischen Erkenntnisbegründung wird Erfahrung als ein rezeptiver Prozeß verstanden, der sich unter empirisch konstatierbaren Bedingungen vollzieht. Bei Locke wird er folgendermaßen vorgestellt: Die Dinge der Welt

1. Auf den normativen Charakter des empiristischen Erkenntnisbegriffs hat V. Kraft hingewiesen. Vgl. V. Kraft, *Erkenntnislehre*, Wien 1960, S. 23ff.





wirken auf die Sinne ein und rufen mittels dieser Sinne im Bewußtsein (mind), das von sich aus völlig 'leer' ist, Vorstellungen hervor, die als Bilder der Dinge zu verstehen sind<sup>2</sup>. Rein rezeptiv Gegebenes und leeres Bewußtsein machen hier jenen Anfangszustand aus, von dem her die empiristische Erkenntniskritik erst ermöglicht wird. Denn nur unter der Bedingung, daß die rezeptierten Bestandteile der Erkenntnis rein darstellbar sind, vermag die empiristische Erkenntnistheorie, dem Kriterium der sinnlichen Evidenz zufolge, jenen Kontrollbereich aller Erkenntnistätigkeit aufzuweisen, welcher zugleich als Maßstab jeder wahren Erkenntnis gelten soll. So wird die sinnliche Rezeption des Gegebenen zur Bedingung der Möglichkeit wahrer Erkenntnis erhoben. In diesem Kontext bedeutet das Erkenntnisobjekt etwas fertig Vorgegebenes, dem ein Subjekt als etwas völlig Fremdes entgegensteht. Erkenntnis wird selbst als ein Prozeß verstanden, wobei das Gegebene im erkennenden Subjekt abgebildet wird.

Indem der ältere Empirismus von der Ansicht ausgeht, daß alles Erkennen eine Art der Anschauung, eine einfache Abbildbeziehung zwischen dem Gegebenen und dem erkennenden Subjekt sei, und daß er den Erkenntniswert der sinnlichen Erfahrung sowie ihre intersubjektive Geltung voraussetzen kann, spricht er zugleich der sinnlichen Evidenz ein beträchtliches Maß der Wahrheit zu: alle Wahrheit muß auf sinnliche Evidenz gründen. Auf den Gedanken, daß sich der Bereich der unmittelbar gegenwärtigen sinnlichen Erfahrung sprachlich nicht kommunizieren läßt und er deswegen die Basisfunktion für die Erkenntnisbegründung nicht zu übernehmen vermag, ist der Empirismus erst spät gekommen. Das Problem, von einem vorsprachlichen Basisbereich her eine konsistente empiristische Erkenntnistheorie aufzubauen, zwang dann zur Revision der Basistheorie, ein Vorgang, der den Übergang zum logischen Empirismus primär kennzeichnet. Das Fundament der Erkenntnis soll nicht mehr eine rein private Erfahrung sein, sondern eine sprachlich mitteilbare Gestalt besitzen. Das aber setzt eine Revision des traditionellen empiristischen Erkenntnisbegriffs voraus.

Moritz Schlick ist sich dessen bewußt gewesen, daß die theoretischen Schwächen, die mit dem Evidenzbegriff und der empiristischen Basistheorie zusammenhängen, nicht auszugleichen sind, solange man die Erkenntnis mit der bloßen Bekanntschaft des Subjekts mit einem Gegenstande gleichsetzt. Das Erkennen ist nach Schlick nicht «eine Art anschaulichen Vorstellens, welches die Dinge im Bewußtsein abbildet», sondern «eine Art des Bezei-

2. Vgl. Locke, *An Essay concerning Human Understanding* (ed. Peter H. Nidditch), Oxford 1975, Book II, Chap. XXIX, § 8 : "Just thus it is with our Ideas, which are, as it were, the Pictures of Things".



chnens»<sup>3</sup>. Während wir bei der Anschauung nur einem «einzigem, eben angeschauten Gegenstand» gegenüberstehen, setzen wir hingegen beim Erkennen zwei Gegenstände in Beziehung: «etwas, das erkannt wird, und dasjenige als was es erkannt wird»<sup>4</sup>. Mit anderen Worten, das Erkennen ist kein Abbildungs-, sondern ein Zuordnungsprozeß<sup>5</sup>. An die Stelle der einfachen Abbildbeziehung zwischen Subjekt und Objekt, die in wissenschaftlichen Aussagen nicht faßbar ist, tritt bei Schlick ein Bezeichnungsvorgang, wodurch Begriffe und Urteile als Zeichen den Gegenständen und Gegenstandsbeziehungen zugeordnet werden. Damit erhält die Erkenntnis, welche durch Zeichen dargestellt wird, die erforderliche Struktur, die sie mitteilbar und überprüfbar macht; sie ist ein Urteil<sup>6</sup>, das Universalien enthält, denn der zu erkennende Gegenstand (das Individuelle) wird immer durch Allgemeines erfaßt.

Die Entwicklung der Schlickschen Zeichentheorie der Erkenntnis von seinen frühen erkenntniskritischen Arbeiten bis zu der *Allgemeinen Erkenntnislehre* vollzieht sich in einer Reihe von Stufen, welche die wissenschaftstheoretische Problematik, die dem neuen Erkenntnismodell zugrundeliegt, deutlich werden lassen. Der zeichenorientierte Erkenntnisbegriff Schlicks beginnt sich bereits in seiner frühesten erkenntniskritischen Arbeit *Die Grenze der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung* (1910) herauszubilden<sup>7</sup>. Eine Modifikation der traditionellen Abbildtheorie der Erkenntnis läßt sich an seiner Kritik der sinnlichen Wahrnehmung und an seinem Begriff des Zeichensystems sowie an dem Übergewicht des Methodischen bei der Fassung des Erkenntnisproblems am Ende des Aufsatzes erkennen. Schlick stellt, auf Grund der Ergebnisse der modernen Physik, fest, daß die sinnliche Wahrnehmung, indem sie an die Objekte ihre eigene Einteilung heranträgt, die Einheit der Objektwelt verdeckt und die Wirklichkeit nicht «an sich» darstellt. «In der modernen theoretischen Physik», so führt Schlick

3. M. Schlick. *Allgemeine Erkenntnislehre* (1918), Berlin 1925<sup>2</sup>, S. 82, 86.

4. M. Schlick. a.a.O., S. 86. Vgl. auch a.a.O., S. 57: "...alle jene naiven Theorien, nach denen unsere Urteile und Begriffe die Wirklichkeit irgendwie "abbilden" könnten, sind gründlich zerstört".

5. Vgl. M. Schlick. a.a.O., S. 76.

6. Auch H. Wagner sieht den "entscheidenden Fortschritt des neueren Empirismus" in der Formulierung einer umfassenden Urteilslogik, die das auf Vorstellungen beruhende Erkenntnisstreben des älteren Empirismus abgelöst habe. Vgl. Hans Wagner, *Ein blinder Fleck im Empirismus und ein Einfall Kants*, in H. Wagner (Hg.), *Sinnlichkeit und Verstand in der deutschen und französischen Philosophie von Descartes bis Hegel*, Bonn 1976, S. 155.

7. Detaillierte Analyse der frühen erkenntniskritischen Arbeiten Schlicks (1910-15) bringt F. Belke in seinem Buch *Spekulative und wissenschaftliche Philosophie*, dem ich wertvolle Hinweise verdanke.



aus, «ist die Akustik gänzlich in der Mechanik, die Optik gänzlich in der Elektrodynamik aufgegangen und die beiden Disziplinen haben damit jede wesentliche Beziehung zu Ohr und Auge verloren, die Erkenntnis scheint dadurch tiefer in die betreffenden Wirklichkeitsgebiete eingedrungen zu sein und sie von der sinnlichen Anschauung mit ihren Zufälligkeiten gelöst, die Welt der Objekte in größerer Unabhängigkeit von einem erfassenden Bewußtsein dargestellt zu haben»<sup>8</sup>.

Hier ist besonders auf die Kritik der sinnlichen Wahrnehmung zu achten: die Einheit der Objektwelt ist bei ihrer Aufteilung in Gesehenes, Gehörtes usf., die der menschlich-sinnlichen Organisation entspricht, verloren gegangen. Eine Folge davon ist, daß die sinnliche Wahrnehmung uns kein zutreffendes Bild der Wirklichkeit gibt; sie dringt nicht in die Tiefe der einheitlichen Objektwelt, wie es die Physik tut, wenn sie die Akustik in die Mechanik, die Optik in die Elektrodynamik einordnet. Die einheitliche Wirklichkeit, welche die sinnliche Wahrnehmung in wesensunterschiedene Wahrnehmungsbereiche willkürlich aufteilt, ist methodisch zu gewinnen, indem wir die qualitativen Größen möglichst zu verringern und eine nach der anderen durch Zurückführung auf die übrigen zu eliminieren suchen; sonst bliebe das methodische Erklärungsbedürfnis unbefriedigt (S. 126-7). Nach Schlick besteht die Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung darin, «Qualitäten möglichst zu eliminieren und alle qualitativen Beziehungen auf rein quantitative, mathematisch formulierbare zurückzuführen» (S. 127). Indem sie die Objektwelt in qualitativer Weise darstellt, versperrt die sinnliche Wahrnehmung den Weg zu einer einheitlichen Betrachtungsweise der Wirklichkeit. Nur die mathematische Betrachtungsweise, die sich auf meßbare (räumliche und zeitliche) Größen anwenden läßt, vermag die Einheit der Objektwelt zu schaffen. Die Naturwissenschaft setzt mittels der mathematischen Methode die Qualitäten der uns ursprünglich gegebenen Welt der unmittelbaren Erfahrung in quantitative Beziehungen zueinander. Dank der Einheit der Wissenschaft, welche nichts anderes als ein methodisches Erkenntnisbemühen ist, gewinnt die qualitative Welt des Gegebenen ihre Einheit. Dies aber wird mit dem Verlust an qualitativer Mannigfaltigkeit der unmittelbaren gegebenen Welt erkaufte.

Schlicks Kritik der sinnlichen Wahrnehmung, die mit dem Gedanken der Einheit der Wissenschaft zusammenhängt, führt über den Weg der quantitativen Betrachtungsweise der Wirklichkeit zu einer zeichenorientierten Wis-

8. M. Schlick. *Die Grenze der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung*, "Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie", Jg. 34, Neue Folge IX (1910), S. 122.





senschaftstheorie. Am Ende des Aufsatzes fragt er sich, ob «vielleicht die gesamte raum-zeitliche Naturwissenschaft, die uns die ganze Welt in ein System rein quantitativer Beziehungen aufzulösen strebt, nichts anderes sei als nur Mittel, die Wirklichkeit in einer für unsere Erkenntnis zugänglichen Weise darzustellen, und das von ihr geschaffene Weltbild nichts als ein Zeichensystem, das einer qualitativen Welt korrespondiert»<sup>9</sup>. Hier ist besonders zu beachten, wie sich der Begriff des Zeichensystems für den Begriff des Weltbildes substituieren läßt. Die Wirklichkeit wird demnach unserer Erkenntnis mittels eines Zeichensystems zugänglich. Das Weltbild der Naturwissenschaft ist also nichts als ein Zeichensystem, das der sinnlich wahrgenommenen Welt entspricht. Schlick arbeitet also mit einer zweigliedrigen fundamentalen Relation: die Relation des Zeichens zum Bezeichneten. Die darstellende Funktion übernimmt das Zeichen; an der Stelle des Bezeichneten steht das unmittelbar Gegebene. Hier ist zu bemerken, wie das erkenntnistheoretische Grundschema des älteren Empirismus abgewandelt ist: Das erkennende Subjekt bildet nicht mehr, auf eine gewisse Weise, die Objektwelt ab; es gibt nur die Zeichen, die keine Bilder der Objekte sind; die Objekte sollen nur eindeutig bezeichnet werden<sup>10</sup>. Ordnet aber das erkennende Subjekt nur Zeichen einem System zu, so hört es insoweit auf, sich mit seinem Bezugsglied in der Erkenntnisrelation, d.h. mit dem Objekt, zu verbinden. Dies ist eine Konsequenz der Zeichentheorie der Erkenntnis, die schon in dem Aufsatz von 1910 eingebettet liegt. Wollen wir diese Konsequenz weiter verfolgen, so haben wir zunächst die Betrachtung der nächstliegenden Entwicklungsstufen des philosophischen Denkens Schlicks nachzuholen.

2

Schlicks Habilitationsschrift *Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik*, die im gleichen Jahre wie die *Grenze der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung* erschien, setzt man in der Entwicklungslinie seines Denkens später als den bereits erwähnten Aufsatz an<sup>11</sup>. Die Eigenart der Zeichentheorie der Erkenntnis, welche die Habilitationsschrift entwickelt, läßt sich aus Schlicks Ansatz verstehen, zwei Erkenntniswege zum Gegebenen voneinander abzugrenzen.

9. a.a.O., S. 141-2.

10. Vgl. auch Felicitas Belke, *Spekulative und wissenschaftliche Philosophie. Zur Explikation des Leitproblems im Wiener Kreis des Neopositivismus*, Meisenheim am Glan 1966, S. 41 ff.

11. Vgl. Belke, a.a.O., S. 52.



Bereits in der ersten kleinen Abhandlung hatte Schlick sich um eine Grenzziehung zwischen zwei Betrachtungsweisen bemüht, die beide den Anspruch erheben, die Erkenntnis der Wirklichkeit leisten zu können. Der quantitativen Darstellung der Welt, die der mathematischen Naturwissenschaft eigen ist, steht die qualitative gegenüber, welche Schlick der Philosophie zuschreibt. Die Philosophie bezieht sich auf einen Bereich der reinen Qualitäten, der trotz aller erreichbaren Reduktion stets übrig bleiben wird und sich deswegen den Naturwissenschaften nicht unterwerfen kann. Laut der Habilitationsschrift wird das Gegebene in der unmittelbaren inneren Erfahrung einfach aufgenommen oder es wird in der mittelbaren äußeren Erfahrung begrifflich verarbeitet. Schlick qualifiziert die innere Erfahrung als «vollkommen» und meint damit eine intuitive Erkenntnis, die in einem Eindringen des Subjekts in das Objekt besteht. Die vollkommene Erfahrung ermöglicht Einsicht in die Struktur des Objekts<sup>12</sup>.

Was besonders die innere Erfahrung eigentlich kennzeichnet, ist die unmittelbare Relation zum Gegebenen, welche jede messende Vergleichung und Verarbeitung ausschließt. In der inneren Erfahrung ist das jeweils Gegebene «geschaut», unmittelbar erlebt. Was aber aus einer Nahstellung zum Subjekt unmittelbar erlebt wird, ist die ursprüngliche gegebene Mannigfaltigkeit der reinen Qualitäten. Wollte man also einen Bereich abgrenzen, welcher der inneren Erfahrung angehört, so könnte dieser kein anderer sein als ein Bereich qualitativen Daten. Das Gegenteil davon ist nun aber die äußere Erfahrung, die Schlick als «unvollkommen» qualifiziert und die sich durch eine mittelbare Relation zum Gegebenen auszeichnet. Der äußeren Erfahrung gehört der Bereich der quantitativen Daten an, die nur mittels der Begriffe bestimmt werden. Jede vergleichende Operation (Meßoperation) aber, die in der begrifflichen Erfassung der uns gegebenen Objektwelt vorausgesetzt wird, wird außen vollzogen, ist also kein «Umfassen», keine schauende Erkenntnis, bei der sich, wie erwähnt, eine vollkommene Erschließung des Objekts zum Subjekt vollzöge. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß sich Schlick in einer späteren Arbeit<sup>13</sup> mit dem Problem der intuitiven Erkenntnis befaßt und sie nun ablehnt. In der Habilitationsschrift aber ist

12. Vgl. Schlick, *Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik*, S. 454: "Würden wir nun von den "äußeren" Tatsachen eine ebenso vollkommene Erfahrung haben wie von unseren Urteilsakten, umfaßte also unser Geist das Universum gewissermaßen in sich, so hätten wir möglicherweise von jenen Gesetzen dieselbe Evidenz wie jetzt von den logischen Wahrheiten".

13. Es handelt sich um den Aufsatz *Gibt es intuitive Erkenntnis?* erschienen in "Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie", Jg. 37, Neue Folge 12, S. 472-88.



der Weg der intuitiven Erkenntnis zum Gegebenen noch nicht versperrt.

Hat nun die äußere Erfahrung mit den quantitativen Gesetzmäßigkeiten zu tun, wie schon angedeutet wurde, so fällt sie mit dem Arbeitsgebiet der exakten Wissenschaften zusammen, weil gerade das Quantitative, das Meßbare, die Methoden der Naturwissenschaften bestimmt. Was besonders das Spezifische der naturwissenschaftlichen Darstellungsweise der Welt angeht, so ist dies die Reduktion des ursprünglich Gegebenen auf quantitative Größen, die auf einer begrifflichen Konstruktion aus dem Qualitativen beruht. An die Stelle des Gegebenen in der Erkenntnisrelation tritt ein Produkt seiner Verarbeitung auf, das «selbst als Gegebenes gekennzeichnet»<sup>14</sup> wird. Diese Entfernung vom qualitativ Gegebenen wird in einer Zeichentheorie genau ausgedrückt, der ein bestimmter wissenschaftsimmanenter Erkenntnisbegriff zugrundegelegt ist, und läßt sich als eine Entsubjektivierung der Wirklichkeitserkenntnis verstehen, die dann, in der Entwicklung der wissenschaftstheoretischen Problematik, im logischen Empirismus mit einer gewissen inneren Konsequenz zur Formalisierung dieser letzteren geführt hat.

Schlick entwickelt in der Habilitationsschrift eine Zeichentheorie der Erkenntnis in der das Gegebene in das Begriffspaar «Zeichen» - «Bezeichnetes» eingeordnet wird. Dieser Theorie nach bestehen zwei verschiedene Klassen von Zeichen: Zeichen für den Inhalt der Erfahrung und Zeichen für die Form der Erfahrung. Für den Inhalt der Erfahrung einerseits gibt es drei Arten von Zeichen: Zeichen für Objekteigenschaften (Empfindungen)<sup>15</sup>, Zeichen für Gegenstände oder Gegenstandseigenschaften (Vorstellungen bzw. Begriffe) und Zeichen für Vorstellungen bzw. Begriffe (Worte). Die Form andererseits, in der dieser Inhalt auftritt (von Schlick auch «Tatsache» genannt), wird durch «unsere subjektiven Zeichen», die Urteile, bezeichnet. Als Zeichen für die Urteile dienen uns die «grammatischen Sätze»<sup>16</sup>. Demnach

14. Vgl. F. Belke, a.a.O., S. 71.

15. Darauf muß ich hier hinweisen, daß Schlick sich der Auffassung Helmholtz's (und nicht dem Machschen Phänomenalismus) anschließt, für den die Empfindungen als die eigentlichen Elemente der Welt gelten, was mit seinem kritischen Realismus der *Allgemeinen Erkenntnislehre* übereinstimmt. Vgl. Hermann von Helmholtz, *Die Tatsachen in der Wahrnehmung*, Berlin 1879 (Nachdruck Darmstadt 1959) S. 18: "Insofern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigenthümlichkeit der äusseren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht giebt, kann sie als ein **Z e i c h e n** derselben gelten aber nicht als ein **A b b i l d**. Denn vom Bilde verlangt man irgend eine Art der Gleichheit mit dem abgebildeten Gegenstande, von einer Statue Gleichheit der Form, von einer Zeichnung Gleichheit der perspektivistischen Projektion im Gesichtsfelde... Ein Zeichen aber braucht gar keine Art der Aehnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist".

16. Der Terminus "Zeichen" bei Schlick ist vieldeutig. Unter "Zeichen" versteht er auch Begriffe, was besonders in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* klar zum Ausdruck kommt:



erfüllen die Funktion des Bezeichnens Empfindungen, Vorstellungen bzw. Begriffe (Worte), Urteile. Bezeichnet werden Objekteigenschaften, Gegenstände, Ordnungsformen der Elemente des Gegebenen. Von zwei Seiten her werden Zeichen zugeteilt, von der des Menschen und von der der Dinge, was gerade mit den von Schlick betonten zwei verschiedenen Bedeutungen des Wortes «Zeichen» zusammenhängt. «Es gibt... erstens Zeichen, die uns gegeben werden und die wir unter Umständen deuten müssen, und zweitens solche, die wir selbst willkürlich zur Bezeichnung von Gegenständen oder sonstigem verwenden. Die Empfindungen sind nun ausschließlich Zeichen im ersten Sinne, sie werden uns aufgedrängt, sie sind in der Tat die einzige Kunde, die wir von der Außenwelt überhaupt erhalten. Die Vorstellungen dagegen sind Zeichen sowohl im ersten wie im zweiten Sinne»<sup>17</sup>. Dabei ist besonders zu beachten, daß an die Stelle der Objektwelt ein Bereich von gegebenen Zeichen tritt, ein Bereich, der dem Menschen näher liegt als die Objektwelt selbst. Die Sphäre der Zeichen fällt hier mit der des Bezeichneten zusammen, das Gegebene schlechthin wird für ein bloßes Zeichen gehalten<sup>18</sup>. Fällt aber das Gegebene weg, so bleibt für ein einfaches schauendes Hinnehmen eines solchen im Erkenntnisprozeß kein Raum mehr. Das Erleben, das Schauen oder Hinnehmen von Gegebenem, die Einsicht in dessen Struktur, darf nicht mehr als Erkenntnis aufgefaßt werden. Werden die Zeichensphäre (Begriffssphäre) und die Sphäre des Gegebenen «auf einen Platz gerückt», so «verknüpft», wie F. Belke bemerkt, «Subjekt und Objekt gar keine unmittelbare Beziehung mehr»<sup>19</sup>, und dies macht es erforderlich, die Erkenntnis nicht mehr als Erschließung des Objekts für das Subjekt zu definieren. Ist uns die Objektwelt als Zeichen gegeben, so gibt es für sie nur eine einzige Darstellungsform: das Zeichensystem der Wissenschaften. Demnach besteht die Erkenntnis in einem reinen Bezeichnungsvorgang. An das Zeichen stellen wir nur eine einzige Anforderung, nämlich die, «daß es eindeutig sei, oder besser noch, eineindeutig, d.h. jedem Zeichen muß ein und nur ein Bezeichnetes und jedem Bezeichneten nur ein Zeichen entsprechen»<sup>20</sup>. Wahrheit wird als «eineindeutige Zuordnung»<sup>21</sup> der Urteile zu Tatsachen aufgefaßt.

---

“Der Begriff spielt die Rolle eines Zeichens für alle diejenigen Gegenstände, unter deren Eigenschaften sich sämtliche Merkmale des Begriffs finden”. (a.a.O., S. 19). Es läßt sich allgemein sagen, daß von Schlick alles Begriffliche als Zeichen für das Gegebene aufgefaßt wird.

17. M. Schlick, a.a.O., S. 460-1.

18. Vgl. auch hierzu Belke. a.a.O., S. 72 ff.

19. Belke, a.a.O., S. 75.

20. Schlick, a.a.O., S. 466.

21. a.a.O., S. 469.



Schlicks Zeichentheorie der Erkenntnis muß mindestens zwei unerläßliche Bedingungen erfüllen, die sich auf die Funktionsmöglichkeit der Bezeichnung beziehen. Wie F. Belke ausführt, ist die Bezeichnung unter Voraussetzung eines «schauartigen Kontaktes zwischen dem Zeichen gebenden Subjekt und dem Bezeichneten möglich», obwohl sie «nicht Erkenntnis zu heißen braucht»<sup>22</sup>. Wenn alles Erkennen Wiedererkennen ist, wie Schlick am Ende der Schrift darstellt, so genüge es nicht, «um etwas als dasselbe wiedererkennen zu können, daß man im Bewußtsein jedesmal dasselbe Zeichen dafür wiederfände; denn um zu Recht dies Etwas jedesmal mit demselben Zeichen belegt zu haben, mußte man eben zuvor konstatieren, daß es tatsächlich immer dasselbe war, dem man dieses eine Zeichen zuordnete. Niemals kommt man gänzlich ohne ein Innesein, Wissen um, Schauen o.ä. aus, wenn man eine eindeutige Zeichenzuordnung herzustellen wünscht, wie es Schlick verlangt»<sup>23</sup>. Es genügt hier der Hinweis, daß es Schlick nicht gelungen ist, die scharfe Abgrenzung zwischen Kennen (Schauen) und Erkennen, die er angekündigt hatte, klar durchzuhalten. Diesen Gegensatz zwischen Programm und Durchführung, der sich bereits in der Habilitationsschrift abzeichnet, vermochte Schlick auch in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* nicht zu überwinden. Wenn bei den Erkenntnisurteilen die Zuordnung durch Wiedererkennungsakte erfolgt, dann wird die Bekanntschaft mit den Gegenständen (das Kennen) zur Voraussetzung des Erkennens<sup>24</sup>.

Schlick hält zweitens für eine allgemeine Bedingung der Bezeichnung bzw. der Erkenntnis «die Regelmäßigkeit alles Geschehens», weil sie uns die Gelegenheit gibt, alle unsere Zeichen (Zeichen für die Inhalte und Formen der Erfahrungen) anzuwenden. «Damit Verifikation und Wahrheit möglich sei, muß es eine bestimmte Regelmäßigkeit alles Geschehens geben, in gewissem Sinne eine Wiederkehr des Gleichen, die allein Bezeichnung des Neuen durch alte Zeichen und damit Erkenntnis ermöglicht»<sup>25</sup>.

Wenn in der Habilitationsschrift die philosophische Erkenntnis noch als unmittelbares Erlebnis gilt und für eine Darstellungsweise der Welt gehalten wird, so bleibt in dem Aufsatz *Gibt es intuitive Erkenntnis?*, der drei Jahre später erschienen ist, weder ein philosophischer Gegenstandsbereich noch eine philosophische Darstellungsform der Welt mehr übrig. Schlick erkennt jetzt die Fruchtlosigkeit der reinen Spekulation, welche «nicht... auf den Ergebnissen und Methoden der positiven Wissenschaften ruht»<sup>26</sup>.

22. Belke, a.a.O., S. 72.

23. a.a.O., S. 72.

24. Vgl. Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, S. 67.

25. Schlick, *Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik*, S. 476.

26. Schlick, *Gibt es intuitive Erkenntnis?* S. 472.



In das Gebiet der Philosophie gelangt er nun nur noch bei der Verfolgung naturwissenschaftlicher Fragestellungen selbst. In dem Bestreben, die Philosophie neu zu konstituieren, hat er verschiedentlich dazu angesetzt, intuitive Erkenntnis als eine «*contradictio in adjecto*» (S. 481) zu erweisen. Der Grund, warum im Aufsatz von 1913 die Intuition als das «Gegenteil von Erkenntnis» (S. 486) gekennzeichnet wird, läßt sich aus seinem Bemühen verstehen, die Intersubjektivität und Einheit der Erkenntnis sicherzustellen.

Das Problematische an diesem erkenntnistheoretischen Schema, wonach ein Subjekt schauend auf seinen Gegenstand bezogen ist, wird man wohl in der Vorstellung eines von der Sprache bzw. jeglicher begrifflicher Verarbeitung ablösbaren reinen Gegebenen sehen, wobei dieses gleichzeitig als die einzige legitime Grundlage der Erkenntnis betrachtet wird. Schlick weist recht überzeugend darauf hin, daß dieser Basisbereich für die Erkenntnis nicht verfügbar ist und sich bloßer Subjektivität nicht entziehen kann. Er bringt folgendes Argument vor: «Die Mannigfaltigkeit des Erlebens ist unendlich, niemals kehrt in ihr genau das gleiche wieder... Es ist offenbar auf keine Weise möglich, das intuitiv Gegebene vollständig zu beschreiben, denn es kann nur erlebt werden; das unendlich Mannigfaltige, ewig Fließende ist durch Worte nicht darstellbar, sie haben ja feste Bedeutungen...» (S. 486).

Es tritt hier deutlich hervor, daß das unmittelbar Gegebene aus der Erkenntnis selbst herausgelöst ist: «Das bloße Wissen, das uns durch die Intuition unmittelbar gegeben wird, ist etwas *toto coelo* Verschiedenes von der Erkenntnis des Gegebenen; diese muß immer die Form von Urteilen annehmen, und Urteilen setzt Vergleichen und Verbinden voraus» (S. 482). Im Einklang damit ist eine Verschiebung in einen Bereich mit ausschließlich operativen Größen zu vermerken. Deutlich wird dies in der Behauptung, Erkenntnis bestehe in einer «Zurückführung des zu Erkennenden auf etwas, als was es erkannt wird» (S. 478)<sup>27</sup>. Die Frage nach dem Begriff der Erkenntnis gerät unter einen «operationalistischen» Gesichtspunkt. Erkenntnis vollzieht sich in einer Operation, vorgenommen an dem zu erkennenden Gegenstand (d.h. am Gegebenen).

Wollte man diese Operation des Denkens in Bezug auf Gegebenes ein wenig näher charakterisieren, so käme Schlicks neuer Entwurf auf eine Zuordnungstheorie hinaus. Im Erkenntnisakt werden zwei Glieder derart

27. Schlick bringt folgendes Beispiel: "Wenn die Physik uns etwa sagt, sie habe das Wesen der Wärme erkannt, nämlich als Bewegung kleiner Teilchen der Materie, so bedeutet dies, daß es durch experimentelle Forschung und theoretische Überlegung gelungen ist, in dem Verhalten eines warmen Körpers alle Eigenschaften eines aus heftig bewegten Teilchen bestehenden Systems wiederzufinden" (a.a.O., S. 477).



miteinander verknüpft, daß das eine im anderen wiedergefunden wird. Wiedererkennungsakte aber setzen ein Gegebenes voraus, welches schon begrifflich verarbeitet ist und eine gewisse Stabilität zeigt.<sup>28</sup> Denn das intuitiv Gegebene, welchem ja ein Mangel an Stabilität zugeschrieben wird, kann nicht auf Gleichartiges zurückgeführt werden, in dem es wiedergefunden würde. Was wiedergefunden wird, ist nicht das ursprünglich Gegebene — dies soll ja ewig Fließendes sein — sondern ein Zeichengebilde in einem anderen Zeichen. «Solange ein Gegenstand mit nichts verglichen, in kein Begriffssystem... eingefügt ist, solange ist er nicht erkannt... Wer erkennen will, muß in die Sphäre des Allgemeinen aufsteigen, wo er die Begriffe findet, deren er bedarf, um das Individuelle zu ordnen und zu bezeichnen» (S. 480, 486). In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß, während der ältere Positivismus beim Tatsächlichen bzw. beim Gegebenen stehen bleiben und alle Denkzutaten vermeiden will, Schlick darin gerade einen Verzicht auf Erkenntnis sieht. Denn das Erkennen bedarf der Begriffe und diese sind nur durch die Bearbeitung des Tatsachenmaterials (des Gegebenen) zu gewinnen<sup>29</sup>. Die gleiche Auffassung, daß nämlich bei unserem Erkenntnisprozeß zum Gegebenen eine Verarbeitung des Gegebenen hinzutritt, findet sich bei dem logischen Empirismus des Wiener Kreises (modellartig in Carnaps *Logischem Aufbau der Welt*)<sup>30</sup>.

Hier ist deutlich zu sehen, wie das empiristische erkenntnistheoretische Reduktionsschema abgewandelt ist: an die Stelle des Gegebenen tritt ein operatives Zeichen (etwa als Zeichen für eine bestimmte Sinnesqualität tritt die Frequenzangabe); die Funktion der Reduktionsbasis übernimmt ein Zeichensystem (so dürfen wir von der Erkenntnis des blauen Lichtes sprechen, wenn wir es in den allgemeinen Zusammenhang unseres physikalischen Wissens — das Zeichensystem — einordnen können). Demnach läßt sich Erkenntnis als die Einordnung von Zeichen in ein Zeichensystem verstehen,

28. Vgl. Schlick, a.a.O., S. 478-9: "...die eingehende...erkenntnistheoretische Besinnung zeigt, daß ein vollständiges, restloses Zurückführen des einen auf das andere nur möglich ist durch die Zahlbegriffe; nämlich nur quantitative, nicht qualitative Verhältnisse gestatten, das eine im anderen völlig unverändert als es selbst wiederzufinden, wie in der Summe die summierten Einheiten".

29. Vgl. hierzu Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, S. 182.

30. Vgl. R. Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, § 75, S.105: "Der Positivismus hat hervorgehoben, daß das einzige Material der Erkenntnis im unverarbeiteten, erlebnismäßigen Gegebenen liegt; dort sind die Grundelemente des Konstitutionssystems zu suchen. Der transzendente Idealismus insbesondere neukantischer Richtung (Rickert, Cassirer, Bauch) hat aber mit Recht betont, daß diese Elemente nicht genügen; es müssen Ordnungssetzungen hinzukommen, unsere "Grundrelationen".



wobei allerdings unterstellt wird, daß die Zeichen miteinander in einer Ähnlichkeitsbeziehung verknüpft sind. Ohne diese Ähnlichkeits- oder Gleichheitsbeziehung kann es Erkenntnis nicht geben.

3

Wie in unserer bisherigen Analyse bereits angedeutet wurde, hat der Zuordnungsbegriff<sup>31</sup> in der Tat die Funktion übernommen, eine Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu ermöglichen, die wegen der Distanzierung der Bezugsglieder voneinander in der Erkenntnisrelation problematisch zu werden schien. Doch tauchen nun andere Probleme auf. Fällt der intuitive Bezug auf Gegebenes bzw. eine Abbildbeziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem fort, so ist kein Kontrollbereich über die operativen Elemente verfügbar, was gerade für die Wahrheitsrelation von Bedeutung ist. In der Abhandlung *Die philosophische Bedeutung des Relativitätsprinzips*, die zwei Jahre später erschienen ist, läßt sich dies bereits klar bemerken. Schlick spricht hier davon, daß «der Reichtum des Menschengestes uns erlaubt, verschiedenen Zeichensystemen ... die gleiche Wahrheit zuzuschreiben»<sup>32</sup>.

Der Schlicksche Gedanke ist im Anschluß an den Konventionalismus Poincaré's zu verstehen: Die Sätze der Naturwissenschaft sind nichts anderes als «ein Zeichensystem, das den Tatsachen der Wirklichkeit zugeordnet ist» (S. 149). Wahrheit besteht in der vollständigen Eindeutigkeit der Zuordnung. Beim Bilden von Zeichensystemen (Theorien) übernehmen gewisse willkürliche variable Elemente eine konstitutive Rolle, «ohne doch der Eindeutigkeit der Zuordnung zu schaden» (S. 149). Da diese Elemente erfahrungsunabhängige Zeichen sind, kann die Erfahrung uns nicht zwingen, sie (die Elemente) nicht anders zu bezeichnen. Daß gewisse konstitutive Prinzipien für die wissenschaftliche Erfahrung unentbehrlich sind, muß auch der frühe Schlick zugeben. Sie werden aber nicht als synthetisch a priori im Sinne Kants, sondern als Konventionen im Sinne Poincaré's aufgefaßt. Der empiristische Grundansatz wird in dieser Konzeption um den Preis einer konventionalistischen Theorie bezüglich der von der Erfahrung unabhängigen Bestandteile der Erkenntnis gerettet. Demgemäß ist es also «kein Widerspruch..., daß unter Umständen mehrere Theorien zugleich wahr

31. Den Zuordnungsbegriff überträgt Schlick von der Mengenlehre Cantors auf die Erkenntnistheorie.

32. M. Schlick, *Die philosophische Bedeutung des Relativitätsprinzips*, "Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" 159 (1915), S. 155.



sein können, indem sie eine zwar verschiedene aber doch jede für sich völlig eindeutige Bezeichnung der Tatsachen leisten» (S. 149). Schlick begründet die Möglichkeit äquivalenter Systeme folgendermaßen: «Es läßt sich niemals beweisen, daß allein Kopernikus recht, Ptolemäus dagegen unrecht hat; es gibt keinen logischen Zwang, die Relativitätstheorie als einzig richtige der Absoluttheorie gegenüberzustellen oder die Euklidischen Maßbestimmungen für schlechthin falsch oder richtig zu erklären — sondern es läßt sich immer nur zeigen, daß bei diesen Alternativen die eine Anschauung einfacher ist als die andere, zu einem geschlosseneren, befriedigenderen Weltbild führt»<sup>33</sup>.

Wollten wir Schlicks Begründung beurteilen, so hätten wir die pragmatische Einschränkung der willkürlichen Momente, welche im Begriff des einfachsten Zeichensystems (Theorie) enthalten sind, ins Auge zu fassen. Je mehr konventionelle Elemente eine Theorie enthält, desto weniger ist sie dem Zwang der Tatsachen entsprungen. Je mehr Annahmen man zur Erklärung einer Tatsache macht, auf desto mehr verschiedenen Wegen kann man «Übereinstimmung mit der Erfahrung erreichen»<sup>34</sup>. Die Wahrheitsrelation, d.h. die eindeutige Zuordnung zwischen Zeichensystem und Erfahrung, bleibt nach Schlick bestehen, wenn im Zeichensystem konventionalistische Elemente eingeführt sind. Er gibt aber den einfachsten Zeichensystemen eine epistemologische Priorität: ihnen korrespondiere etwas Wirkliches. Dies führt zu einer neuen Fassung des Wirklichkeitsbegriffs: was als Wirkliches zu gelten hat und wie es dargestellt werden muß, kann nicht von vornherein festgestellt werden (S. 155); es läßt sich also nur als Zuordnungsbereich der einfachsten Theorien auffassen.

Es versteht sich, daß auf der Basis dieser Zeichenauffassung von Erkenntnis die Beziehungen zwischen Erkenntnis und Wirklichkeit in der Wahrheitsfrage nicht inhaltlich zu deuten sind. Denn Erkenntnis besteht, wie bereits erwähnt, in einem Bezeichnungsvorgang, und nichts vom Inhalt des Bezeichneten kann in sie eingehen<sup>35</sup>. Das einfachste Zeichensystem, das die Wirk-

33. M. Schlick, *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik* (1917), Berlin 1920<sup>3</sup>, S. 87.

34. M. Schlick, *Die philosophische Bedeutung des Relativitätsprinzips*, S. 154.

35. An dieser Stelle scheint es nötig zu sein, auf gewisse Komponenten von Schlicks Erkenntnistheorie hinzuweisen, welche für die Ausgestaltung des neuen Empirismus bedeutungsvoll geworden sind. In seiner Auseinandersetzung mit Kant in Hinsicht auf die Frage nach den synthetischen Sätzen a priori kommt Schlick zu folgendem Ergebnis: es gebe keine material-apriorischen Wahrheiten, alle wissenschaftlichen Sätze liessen sich der Struktur der sprachlichen Form nach entweder als analytische oder als empirische Sätze erkennen: daß alle wissenschaftlichen Aussagen in die beiden Gruppen der analytischen und der empirischen Sätze zerfallen, sei schon seit den Tagen Kants ein Lehrstück der Philosophie geworden. Was die Ansicht Schlicks eigentlich kennzeichnet, ist das besondere Interes-



lichkeit wiedergibt, beschränkt sich in der Tat auf die Wiedergabe ihrer formalen Strukturen. Dies tritt in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* deutlich hervor. Schlicks Zuordnungstheorie der Wahrheit läßt sich leicht zusammenfassen: Alles Denken ist ein Operieren mit Zeichen. Begriffe sind Zeichen für Gegenstandsarten, Urteile sind Zeichen für Tatsachen, d.h. für bestehende Beziehungen zwischen Gegenständen. Urteilen heißt: den Tatsachen Urteile als Zeichen zuzuordnen, und Wahrheit ist nichts anderes als die Eindeutigkeit der Bezeichnung, der das Urteil dient; mit anderen Worten: Wahrheit besteht für Schlick schließlich in der Eineindeutigkeit der Zuordnung, womit einem Netz von Urteilen ein Netz von Tatsachen zugeordnet ist: «ein Urteil, das einen Tatbestand eindeutig bezeichnet, heißt wahr»<sup>36</sup>.

Es hat sich schon herausgestellt, daß Schlick, wenn er die Wahrheit als «eindeutige Zuordnung der Urteile zu den Tatsachen» bestimmt, keine Abbildbeziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem im Sinne hat: eine solche wird wegen der Verschiedenartigkeit beider Bereiche völlig ausgeschlossen. Das Zuordnen ist ein Akt, «durch den in der Tat die Dinge gar nicht berührt oder verändert werden» (S. 82). Dadurch unterscheidet sich das Zeichen von einem «Bild» der Wirklichkeit. Denn jedes Bild «kann nur eine subjektive und gleichsam perspektive Ansicht des Gegenstandes bieten; bezeichnen dagegen läßt sich jeder Gegenstand selber wie er ist» (S. 82). Die Zuordnung, welche Schlick als die «einfachste und allgemeinste aller Relationen» (S. 63) bezeichnet, wird nur durch die gleiche Struktur verschiedenartigen Elemente in beiden Bereichen ermöglicht. So wird die Wissenschaft zu einem bloßen «Spiel mit Symbolen» (S. 35), zu einem von der wahrgenommenen Wirklichkeit abgelösten Symbolsystem, dessen Ideal schließlich die formal-axiomatische Theorie ist. «Das einzige Mittel», so führt Schlick aus, «zur Erzeugung völlig exakter Begriffe fanden wir daher darin, sie vom Wirklichen gänzlich loszulösen. Das geschah durch die implizite

se, das er in der Diskussion des Problems des erkenntnislogischen Charakters der analytischen bzw. empirischen Sätze der Frage widmete, welchen Bedingungen ein System von Sprachzeichen genügen müsse, um sinnvolle Aussagen treffen zu können. Um sich einer Sprache bedienen zu können, bedürfe man der Aufstellung von sprachlichen Regeln, nach denen die Sprachzeichen zu gebrauchen sind. Wenn man bei der Benutzung einer Sprache diese sprachlogischen Regeln nicht beachte, so erhalte man sinnlose Sätze, die demnach weder wahr noch falsch sein können. Solche sinnlose Zeichenfolgen hat Schlick in den Sätzen der Metaphysik erkannt, denen er deswegen den wissenschaftlichen Erkenntnischarakter abspricht. Der Grund liegt nach Schlick darin, daß die Metaphysik im Gegensatz zu den Naturwissenschaften nicht die Relationen zwischen quantitativen Größen, sondern den Inhalt der wirklichen Dinge erkennen wolle, was gerade nicht Gegenstand der Erkenntnis sein könne. Vgl. hierzu auch B. Juhos, *Moritz Schlick*, "Studium Generale" 10 (1957), S.82ff.

36. Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, S. 55.



Definition, welche Begriffe nur durch Begriffe definiert, nicht durch anschauliche Gegebenheiten, nicht durch Bezug auf Wirkliches» (S. 314).

Es ist hier wichtig, darauf hinzuweisen, daß Schlick damit eine bei Mach latent angelegte Konsequenz «herausgestellt» und zur «radikalen Trennung von Begriff und Wirklichkeit verschärft» hat<sup>37</sup>. Bei Mach wird die Wirklichkeitserfahrung auf sinnliche «Elemente» (Farben, Töne, Drücke...) reduziert, die man nicht weiter zerlegen könne und die hinter die Subjekt-Objekt-Spaltung zurückführten. In Wahrheit aber gelangt die Machsche Reduktion zu Abstraktionsprodukten, weil als «Elemente» allgemeine Qualitäten zu verstehen sind. Seiner Theorie der «Elemente» liegt eine Hypostasierung von Gedankengebilden zugrunde, die ein Transzendieren von sinnlich Gegebenem in die begriffliche Sphäre bedeutet. Damit wird bei Mach die Wirklichkeit in abstrakte Elemente aufgelöst, deren Zusammenhang nur durch mathematische Funktionen darzustellen ist. Diese seine Tendenz zur Entsubstantialisierung und Formalisierung der Wirklichkeitserkenntnis tritt besonders klar in seiner Kausalitätsauffassung zutage, wonach das Kausalitätsverhältnis als eine Funktionalbeziehung zu verstehen ist. Dadurch vermengt Mach, wie Schlick in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* gezeigt hat, reale und begriffliche Verhältnisse miteinander: «Schon dadurch, daß z.B. Mach statt von kausaler immer von funktionaler Abhängigkeit reden möchte, wird das Problem unabsichtlich verhüllt, da der Ausdruck «Funktionalbeziehung» gleich gut auf Zusammenhänge des rein Begrifflichen wie des Realen zu passen scheint»<sup>38</sup>. Demgegenüber wendet Schlick ein, daß, logisch betrachtet, der mathematische Funktionsbegriff solide genug, aber gerade vom Standpunkte der Realitätsfrage doch wiederum etwas recht Schemenhaftes sei, «denn er ist ja eben nicht Wirkliches, sondern ein Begriff», und das heißt, daß Mach «bloße Begriffe, nämlich reine Funktionalbeziehungen in das Reich der Realität erhebt und hypostasiert»<sup>39</sup>. Der gesetzmäßige Zusammenhang von Elementen, der nur durch den mathematischen Funktionsbegriff faßbar wird, verweist nach Schlick auf «eine transzendente Ordnung der Dinge», auf einen unveränderlichen Wirklichkeitszusammenhang, der von der Wahrnehmung unabhängig und mit dem unmittelbar Gegebenen nicht gleichzusetzen ist<sup>40</sup>. Damit gelangt Schlick, über Mach einen Schritt hinaus-

37. Vgl. hierzu Dieter Wandschneider, *Formale Sprache und Erfahrung. Carnap als Modellfall*, Stuttgart/Cannstatt 1975, S. 22.

38. a.a.O., S. 203.

39. a.a.O., S. 196.

40. Schlick vertritt in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* einen empirischen kritischen Realismus, nach dem nur ein Teil der Wirklichkeit uns gegeben ist, während der andere Teil im Erkenntnisprozeß erschlossen werden muß. Dieser Realismus freilich, der sich im Rah-



gehend, zur einen «radikalen Scheidung» von Begriff und Wirklichkeit: dem Reich der Begriffe auf der einen Seite steht die «objektive Welt», das «Wirkliche» gegenüber. Und die Aufgabe des wissenschaftlichen Erkennens ist keine andere als die, eine begriffliche Rekonstruktion der objektiven Wirklichkeit vorzunehmen.

Zum Verständnis der Schlickschen Kritik des Immanenzpositivismus ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, in welchem Kontext sie durchgeführt ist. Einerseits zielt sie auf die Frage nach der Existenz einer subjektunabhängigen Außenwelt ab, andererseits aber ist sie auf die begriffliche Rekonstruktion der objektiven Wirklichkeit gerichtet. Dieser zweiten Seite nach ist sie im Kontext eines Sprachproblems durchgeführt, was gerade für die Ausgestaltung des logischen Empirismus, bei dem die philosophischen Probleme zu Sprachproblemen werden, grundlegend ist. Deutlich zeigt sich dies an der «funktionalistischen» Konzeption der Sprache, die Schlick bereits in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* vertritt und für welche die Zuordnungsfunktion von Begriffen und Urteilen «in semantischen Zuordnungsregeln faßbar wird»<sup>41</sup>. Im Zusammenhang damit treten deutlich konventionalistische Ansätze auf — insbesondere bei der Behandlung des psychophysischen Problems — die später im Wiener Kreis durch die These der Einheitswissenschaft eine weitere Rekonstruktion erfahren. Es soll hier genügen, sich auf folgende Ausführungen Schlicks zu beschränken: «Physisch» bedeutet mithin nicht eine besondere Art des Wirklichen, sondern eine besondere Art der Bezeichnung des Wirklichen, nämlich die zur Wirklichkeitserkenntnis notwendige naturwissenschaftliche Begriffsbildung. 'Physisch' darf nicht mißverstanden werden als eine Eigenschaft, die einem Teil des Wirklichen zukäme, einem andern nicht: Es ist vielmehr ein Wort für eine Gattung begrifflicher Konstruktion, so wie etwa 'geographisch' oder 'mathematisch' nicht irgendwelche Besonderheiten an realen Dingen bezeichnen, sondern immer nur eine Weise, sie durch Begriffe darzustellen»<sup>42</sup>. Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß die Mach'sche Konzeption von der Neutralität der «Elemente», die auf die Überwindung des Gegensatzes von Bewußtseinimmanenz und -transzendenz abzielt, bei Schlick in ihrer sprachlich gewendeten Form erhalten bleibt. In dieser Form gibt sie dem sprachanalytischen

men seiner Kritik am Kantischen Dualismus zwischen Wesen und Erscheinung verstehen läßt, "scheint wieder zum Positivismus zu tendieren", wenn man die Eliminierung der Unterscheidung zwischen Wesen und Erscheinung als das grundlegende Strukturelement des positivistischen Denkens ansieht. Vgl. hierzu Heiner Rutte, *Moritz Schlick, der Positivismus und der Neopositivismus*, "Zeitschr. für philosophische Forschung" 30 (1976), S. 256.

41. H. Rutte, a.a.O., S. 264.

42. Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, S. 271.



Monismus, der bei der Carnap'schen Neutralitätsthese im *Logischen Aufbau der Welt* und später bei der These des Physikalismus klar im Ausdruck kommt, die erkenntnistheoretischen Grundlagen.

Diese Tendenz Schlicks, philosophische Probleme als Sprachprobleme zu entwickeln, zeigt sich noch deutlicher in der Behandlung des Wahrheitsproblems. Seine Wahrheitstheorie ist in der Tat an der Sprache orientiert und läßt sich semantisch konstruieren. Schlick geht von der klassischen Definition der Wahrheit als «Übereinstimmung des Denkens mit seinen Objekten» oder «der Urteile mit dem Beurteilten» aus, schränkt aber die Wahrheitsproblematik so ein, daß sie über das Verhältnis des Satzes zum Sachverhalt, den er bezeichnet, nicht hinausgeht. Damit vermag er dem fraglichen Begriff der Übereinstimmung eine formale Deutung zu verleihen. Was das eigentlich sagt, wird bei Schlicks Explikation des falschen Satzes klar, bei dem es sich um eine «Mehrdeutigkeit der Zuordnung» handeln soll. Eine solche liege vor, wenn wir zwei verschiedene Tatsachenklassen durch dieselben Symbole bezeichnen (S. 57). In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß Schlick den Wörtern «wahr» und «falsch» keine eigene Bedeutung zuteilt, sondern sie für rein logische Prädikate hält, die nicht mehr als Bejahung und Verneinung ausdrücken (S. 59). Indem Schlick mit seiner Definition der Wahrheit den Bezug des Satzes auf den «wirklichen» Sachverhalt, also auf den Bereich seiner Legimität, nicht in Betracht zieht und ihn zur Frage nach der Verifikation macht, bleibt er bei der semantischen Dimension der Sprache stehen und in dem Sinne nimmt er die Definition Tarskis vorweg<sup>43</sup>.

Auf der anderen Seite steht Schlicks semantische Konzeption der Wahrheit in engem Zusammenhang mit seinem deduktiven Begründungsschema der empirischen Erkenntnis und geht in gewissem Sinne aus ihrer Problematik hervor. Dies zeigt sich an der Änderung der Fragestellung hinsichtlich des Verhältnisses von Theorie und Erfahrung, die schon in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* vorliegt und eine Modifikation des alten empiristischen Wahrheitskriteriums zur Folge hat. Die Eindeutigkeit der Bezeichnung läßt sich nur im Rahmen einer deduktiv orientierten Verifikationstheorie kontrollieren. Sie wird vor allem bei Popper und Hempel weiter entwickelt und setzt eine Revision des empiristischen Prinzips voraus, wonach alle Erkenntnis aus der Erfahrung (induktiv) stammt. Damit kommt Schlick zum Problemkreis, der den logischen Aufbau und das empirische Fundament der

43. Vgl. hierzu A. Tarski, *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen*, "Studia Philosophica" 1 (1935), S. 264 ff.



wissenschaftlichen Theorien betrifft. Bei der logischen Rekonstruktion der wissenschaftlichen Theorien geht er davon aus, daß die Erkenntnis der formalen Strukturen der Wirklichkeit nur auf der Basis der axiomatischen Grundlegung, die von Hilbert für die Geometrie entwickelt wurde, möglich sei. Ein mit Hilfe impliziter Definitionen geschaffenes deduktives System stellt, wenn es die Bedingung der Widerspruchsfreiheit erfüllt, eine rein logische Struktur dar, die von der Wirklichkeit völlig abgelöst ist und durch die «correspondence rules» (Carnap's Terminus) einen empirischen Sinn erhält. Hier hat Schlick Ansätze entwickelt, die sich bei den wissenschaftstheoretischen Analysen Reichenbachs, Carnaps und Hempels als relevant erweisen und die durch die auf dem Boden der Semantik entwickelte Modelltheorie eine weitere Rekonstruktion erfahren.

4

Es ist nun auf die Konsequenzen hinzuweisen, zu denen Schlicks Auffassung der Wahrheitsbeziehung führt. Ist bei ihm jeder Einfluß des Wirklichen auf die Zuordnungsweise wegen der Ungleichartigkeit beider Bereiche ausgeschlossen, so wird die Eindeutigkeit der Zuordnung als eine ausschließliche Funktion des Zeichensystems angesehen. Dies lasse sich an der Methode der exakten Wissenschaften leicht erkennen: sie erreichen nach Schlick dadurch die Eindeutigkeit der Zuordnung des Urteilssystems zu den Tatsachen, daß sie es dem unfehlbaren logischen Zusammenhang überlassen, «die beiden Systeme zu eindeutiger Übereinstimmung zu bringen»<sup>44</sup>. Damit ist die Reduktion der empirischen Wahrheit auf die logische Kohärenz eines formalen Systems vollzogen. Wie Schlick bemerkt, «ist es der Strukturzusammenhang des Systems unserer Urteile, welcher die eindeutige Zuordnung bewirkt und ihre Wahrheit bedingt; und allein der Ort, den ein Satz in unserem Urteilssystem einnimmt, belehrt uns darüber, welche Tatsache er bezeichnet»<sup>45</sup>.

Man sieht hier deutlich, daß für Schlick allein das formalstrukturelle Moment in Betracht kommt, dasjenige also, was zunächst einer wissenschaftlichen Theorie jenen strengen deduktiven Aufbau verleiht, der uns in der Tat unter gewissen Bedingungen gestattet, das Tatsächliche als notwendig zu erkennen. Als Beispiel gilt Schlick die Himmelsmechanik, der es gelungen sei, aus gewissen Gleichungen Aussagen über die zukünftigen Stellungen der Planeten unseres Sonnensystems rein deduktiv abzuleiten: es

44. a.a.O., S. 73.

45. a.a.O., S. 62.



handelt sich dabei tatsächlich um die Anwendung eines implizit definierten Begriffssystems zur Erkenntnis der Wirklichkeit: die Grundlage dafür ist dadurch gegeben, daß die Himmelsmechanik eine implizite Definition ihres Gegenstandes einführt, die dessen logische Erarbeitung ermöglicht; sie lautet: der Planet sei etwas, das sich nach gewissen mechanischen Gleichungen bewege, also etwas, von dem die Grundsätze der Himmelsmechanik gelten sollen.

Die Vorzüge einer solchen Art von Definitionen, dank welcher die Wissenschaft einen exakten Begriff von ihrem Gegenstand erhält, sind eindeutig. Insbesondere scheint es zunächst so zu sein, daß sich die Wissenschaft auf diese Weise von der Frage befreit, ob — darauf hat Hans Wagner<sup>46</sup> hingewiesen — die «festgelegten Grundsätze von dem Gegenstand auch wirklich und wahrhaft gelten»: bei näherer Betrachtung aber wird das «Problem der Realgeltung» auf ein anderes Gebiet zurückgeschoben, wo es als Frage nach der Koinzidenz von dem implizit definierten Gegenstand und dem Seienden erhalten bleibt.

Schlick erklärt es als merkwürdig, daß es möglich sei, implizite Definitionen zu finden von der Art, daß mit den durch sie bestimmten Begriffen wirkliche Gegenstände eindeutig bezeichnet werden können<sup>47</sup>. Mit anderen Worten: was Schlick tatsächlich nicht erklären kann und einfach als merkwürdig bezeichnet, ist dies, daß die implizit definierten Begriffe, die in keiner Weise auf die Wirklichkeit zurückzuführen sind, sich doch auf die Wirklichkeit anwenden lassen. Daß keine engere Beziehung zwischen Denken und Sein im Sinne etwa der Transzendentalphilosophie besteht, ergibt sich für Schlick ohne weiteres aus dem bloß semiotischen Charakter des Denkens<sup>48</sup> und Erkennens (S. 158), den er in seiner Auseinandersetzung mit Kant über allen Zweifel hinaus zu erheben versucht hat. «Das Denken schafft niemals die Beziehungen der Wirklichkeit, es hat keine Form, die es ihr aufprägen könnte...» (S. 352). Das Denken ist nur Zuordnung, Bezeichnung. Es kommt

46. Vgl. H. Wagner, *Philosophie und Reflexion*, München-Basel 1967<sup>2</sup>, S. 196.

47. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß Schlicks formalistische Zeichenauffassung von der Erkenntnis sich vor allem mit Hilberts formalen Begründung der Geometrie berührt. Hilbert hatte für die mathematische Grundlagenforschung die Definition durch Axiome oder die implizite Definition eingeführt, nach welcher ein Begriff nach seinen formalen Beziehungen zu anderen Begriffen festgelegt wird, ohne Bezugnahme auf den konkreten, anschaulichen Inhalt. Für Schlick bedeutet die naturwissenschaftliche Erkenntnis, welcher die quantitative Methode der Mathematik dient, nichts anderes als eine Anwendung von implizit definierten Begriffssystemen auf die Wirklichkeit. Durch das Zuordnen abstrakter Größenbegriffe wird die Struktur eines Tatsachenbereichs wiedergegeben.

48. Vgl. Schlick, a.a.O., 181.



also bei der Wirklichkeitserkenntnis nur auf die gegenseitige eindeutige Zuordnung an. Ein Brückenschlag zwischen Denken und Wirklichkeit, zwischen dem «Reich der strengen Begriffe» und dem «Reich der Wirklichkeit» (S. 314) gibt es also nicht.

Daß die Wissenschaft «jene vorgebliche Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit doch ständig überbrücken kann»<sup>49</sup>, muß für die Schlicksche Zeichentheorie der Erkenntnis eine peinliche Feststellung sein. Von hier aus ist die Reduktion des Erkenntnisbegriffs auf den der Zuordnung zu verstehen, die gerade den vorliegenden Widerspruch auflösen muß, daß Denken und Wirklichkeit einmal streng zu trennen sind, aber andererseits auch zur Deckung gebracht werden können. Hier taucht die Frage auf, wie es möglich ist, eine solche Zuordnung zu erreichen. «Wie ist möglich», so führt Schlick aus, «durch unsere Urteile die realen Tatsachen wirklich streng eindeutig zu bezeichnen?»<sup>50</sup>. Indem Schlick diese Frage aufwirft, stellt er sich auf den Boden der kritischen Philosophie, die mit Kant fragt: wie ist empirische Erkenntnis möglich?

Die Frage nach der Möglichkeit des Erkenntnisaktes, wodurch das Denken so verschiedenartige Bereiche wie Begriff und Wirklichkeit zusammenbringt, beantwortet Schlick folgendermaßen: Dieses Zuordnen sei «in der Tat ein fundamentaler auf nichts anderes zurückführbarer Akt des Bewußtseins, ein einfaches Letztes, das nur konstatiert werden kann, eine Grenze und Grundlage, zu der jeder Erkenntnistheoretiker schließlich vordringen muß» (S. 351-2).

Schlick weist mit Recht darauf hin, daß die Vermittlung zwischen Begriff und Wirklichkeit auf die Seite des Denkens fallen muß, er verzichtet aber auf die Reflexion über die Prinzipien, die dem Denken zur Verfügung stehen und die ihm jene Vermittlung ermöglichen. Indem er aber die Zuordnung von Zeichen und Wirklichkeit nicht mehr begründen kann und sie letzten Endes für einen unerklärbaren Akt des Bewußtseins hält, gründet seine Erkenntnistheorie in einem Postulat, womit der Versuch der Entsubjektivierung der Wirklichkeitserkenntnis, den er unternommen hatte, doch wieder auf eine gewisse Weise bei der Subjektivität anlagt. Und allein das Vermeiden einer Reflexion über die Subjektivität, was allerdings seiner positivistischen Einstellung eigen ist, verhindert ihn, die «transzendente» Diskussion wieder aufzunehmen. Seine Argumentation führt so zurück zu der Frage nach der Möglichkeit empirischer Erkenntnis, ein Komplex, mit dem er gerade nicht ins Reine kommt. Denn werden Denken und Wirklichkeit absolut für sich

49. Vgl. Wandschneider, a.a.O., S. 22.

50. Schlick, a.a.O., S. 313.





gesetzt und wird ihr Verhältnis zueinander als absoluter Gegensatz bestimmt, wie es bei Schlick der Fall ist, so fehlt die Vermittlung zwischen ihnen, ohne welche die Erkenntnis nicht möglich ist. Hier treten Schwierigkeiten auf, welche die Vorzüge des Zuordnungsbegriffs wieder relativieren. Es ist gerade dieser kritische Punkt, an dem Wittgenstein im *Tractatus* ansetzt. Sein Versuch, die oben aufgeworfene Fragestellung völlig zu eliminieren, indem er von der Sprache ausgeht, in der die Zuordnung als immer vollzogen<sup>51</sup> gedacht wird, ist jedoch nicht als gelungen zu betrachten. Die zahlreichen Widersprüche<sup>52</sup>, die in einer kritischen Analyse seines Grundansatzes sichtbar werden, dürfen als Nachweis dieses Mißlingens gelten.

Schlicks Versuch, aus dieser Situation in der Weise einen Ausweg zu finden, daß er in der Wahrheit nichts anderes erblickt als die logische Kohärenz des Zeichensystems, ergibt ein Paradoxon, da die empirische Wahrheit nicht auf sie zurückgeführt werden kann. So wird seine Auffassung, daß die Beherrschung der Welt mit Zeichenoperationen möglich sei, letztlich zu einem «Rätsel»<sup>53</sup>. «Im Denken», so führt Schlick aus, «beherrschen wir die Welt, das heißt: wir beherrschen die Gedanken und Urteile, welche uns als Zeichen für die Gegenstände und Tatsachen der Welt dienen»<sup>54</sup>.

Schlick stand vor der Aufgabe, eine Erkenntnistheorie zu entwickeln, die sowohl den grundsätzlichen Schwierigkeiten des älteren Empirismus als auch den Aporien einer formalistischen Wahrheitstheorie entgeht. Mit seiner Kohärenztheorie der Wahrheit kann aber Schlick folgendem Dilemma<sup>55</sup> nicht ausweichen: Entweder wird die empirische Wahrheit auf die Eindeutigkeit der Zuordnung reduziert; dann entfiel jeder Einfluß des Wirklichen auf die Zuordnungsweise und die Erkenntnis beschränkte sich auf den Bereich der Festsetzung. Oder die Eindeutigkeit der Zuordnung läßt sich nicht nur durch logische Kohärenz garantieren; dann würde die Sicherheit der Erkenntnis preisgegeben. Der Schritt, der nötig gewesen wäre, um aus dem Dilemma herauszufinden, nämlich die Besinnung darauf, daß die Wahrheitsfrage sich nicht allein an die formalen Bedingungen logischer Konsistenz knüpfen läßt, unterbleibt.

Die Entwicklung des Wahrheitsproblems im logischen Empirismus bis in die Protokollsatzdiskussion hinein vollzieht sich in einer Reihe von Stufen, wobei sich immer wieder dieselbe antinomische Sachlage ergibt, die schließlich

51. Vgl. hierzu Wittgenstein, *Tractatus*, 5.4711: "Das Wesen des Satzes angeben, heißt, das Wesen aller Beschreibung angeben, also das Wesen der Welt".

52. Vgl. hierzu Wandschneider, a.a.O., S. 26.

53. Vgl. hierzu Schnädelbach, a.a.O., S. 72.

54. Schlick, a.a.O., S. 55.

55. Vgl. hierzu auch Schnädelbach, a.a.O., S. 72.



zu folgender Alternative führt: Entweder Erkenntnissicherung, dann kommt es zur formalistischen Entleerung der Erkenntnis und Eliminierung des Empirismus, oder Empirismus, dann kommt es zuletzt zum Verlust der Intersubjektivität der Erkenntnis. Hierbei zeigt sich ein Problem, das als Leitproblem des logischen Empirismus bezeichnet werden kann. Es würde zu weit führen, hier auch die Geschichte dieses Problems zu verfolgen. In den vorausgegangenen Überlegungen sollten lediglich Aspekte der Ausgestaltung des neuen Empirismus am Beispiel Moritz Schlicks angedeutet werden.

## Η ΣΗΜΕΙΩΤΙΚΗ ΘΕΩΡΙΑ ΤΗΣ ΓΝΩΣΗΣ ΤΟΥ MORITZ SCHLICK ΚΑΙ Η ΘΕΣΗ ΤΗΣ ΣΤΗΝ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΟΥ ΝΕΩΤΕΡΟΥ ΕΜΠΕΙΡΙΣΜΟΥ

### Περίληψη.

Στην εργασία αυτή εξετάζουμε ώριμα βασικά γνωσιολογικά και επιστημολογικά προβλήματα, που προκύπτουν από μια κριτική ανάλυση της σημειωτικής θεωρίας της γνώσης του M. Schlick και επιχειρούμε μια φιλοσοφική αποτίμησή της σε σχέση πάντα με τη θέση που κατέχει η θεωρία αυτή στην ιστορία του νεώτερου εμπειρισμού και στο βαθμό που προετοιμάζει τη γένεση του Κύκλου της Βιέννης.

Κύριο γνώρισμα της σημειωτικής θεωρίας του Schlick είναι ότι αποδεσμεύεται από το γνωσιοθεωρητικό πρότυπο του κλασσικού εμπειρισμού, σύμφωνα με το οποίο η γνώση συνίσταται σε μιάν απεικονιστική σχέση ανάμεσα στο δεδομένο και το υποκείμενο και η αλήθεια θεμελιώνεται στην αισθητηριακή ενάργεια. Ο Schlick είδε καθαρά ότι δεν είναι δυνατό να οικοδομήσωμε, στα πλαίσια πάντα του εμπειρισμού, μια συνεπή θεωρία της γνώσης ξεκινώντας από μια προ-γλωσσική εμπειρική βάση, από ένα καθαρό δεδομένο που δεν έχει υποστῆ κανένα έννοιολογικό σχηματισμό. Μια καθαρή με τη σημασία αυτή εμπειρία δεν μπορεί να λειτουργήσει ως βάση της γνώσης. Τα προβλήματα που συνδέονται με την έννοια αυτή της προ-γλωσσικής εμπειρικής βάσης ήταν στα πλαίσια του κλασσικού γνωσιοθεωρητικού προτύπου ανυπέρβλητα και ωδήγησαν αναγκαστικά σε μιάν αναθεώρησή του. Στη φιλοσοφία του Schlick η αναθεώρηση αυτή παίρνει την εξής μορφή: η γνώση δεν είναι μια σχέση ανάμεσα σε δυο όρους (υποκείμενο - αντικείμενο), αλλά ανάμεσα σε τρεις όρους: το υποκείμενο γνωρίζει το αντικείμενο ως στοιχείο μιᾶς κλάσης, ως πράγμα με μιὰ γενική ιδιότητα την οποία μπορούν να έχουν και ἄλλα πράγματα. Έτσι η γνώση αποκτᾷ διυποκειμενικό



χαρακτήρα: είναι μιὰ κρίση πού περιέχει *universalia*. Ένα αντικείμενο τὸ γνωρίζουμε, ἐνόσω τὸ ἐντάσσουμε σ' ἓνα σύστημα σημείων. Ἡ γνώση, κατὰ συνέπεια, δὲν συνίσταται σὲ μιὰν ἀπεικόνιση τοῦ δεδομένου μέσα στὸ ὑποκείμενο, ἀλλὰ σὲ μιὰ διαδικασία «ἀντιστοιχίσης» ἐννοιῶν καὶ κρίσεων ὡς σημείων στὰ ἀντικείμενα καὶ στὶς σχέσεις τους. Αὐτὸ σημαίνει ὅτι τὴ φυσικὴ πραγματικότητα δὲν μπορούμε νὰ τὴν γνωρίσωμε παρὰ μόνο μέσω ἐνὸς συστήματος σημείων πού ἀντιστοιχεῖ ἀπλῶς στὴν ποιοτικὴ πολλαπλότητα τοῦ κόσμου τῶν αἰσθήσεων.

Ἡ ἀναθεώρηση τοῦ κλασσικοῦ γνωσιοθεωρητικοῦ προτύπου ἔχει μιὰ σοβαρὴ συνέπεια: τὸ ὑποκείμενο παύει πλέον νὰ συνδέεται μὲ τὸν ἄλλο ὄρο τῆς γνωστικῆς σχέσης, δηλαδή τὸ ἀντικείμενο. Ὁ Schlick ὁδηγεῖται ἔτσι σὲ μιὰ καινούργια θεωρία τῆς ἀλήθειας ὡς μονοσήμαντης ἀντιστοιχίας ἀνάμεσα στὸ σύστημα τῶν σημείων καὶ τὴν ἐμπειρία, πού βασίζεται σὲ τελευταία ἀνάλυση στὴν ταυτόσημη δομὴ διαφορετικῶν μεταξὺ τους στοιχείων, τῶν στοιχείων δηλαδή τῆς πραγματικότητας καὶ τοῦ συστήματος τῶν σημείων. Τὸ ὅλο πρόβλημα τῆς ἀλήθειας γίνεται, οὐσιαστικά, πρόβλημα γλώσσας.

Ὁ Schlick ἔχει ὡς ἀφετηρία τοῦ τὸν κλασσικὸ ὅρισμό τῆς ἀλήθειας ὡς συμφωνίας τοῦ νοῦ μὲ τὰ πράγματα, περιορίζει ὅμως τὴν ὅλη προβληματικὴ τῆς ἀλήθειας κατὰ τέτοιο τρόπο, ὥστε νὰ παίρνη ἡ ἐννοια τῆς συμφωνίας τυπικὸ χαρακτήρα, πρᾶγμα πού φαίνεται καθαρὰ ἀπὸ τὴν ἐξήγηση πού δίνει τῆς ψευδοῦς πρότασης: μιὰ ψευδὴς πρόταση προκύπτει, ὅταν δοθοῦν ἴδια σύμβολα σὲ διαφορετικὲς κλάσεις γεγονότων. Βγάζοντας ὁ Schlick ἀπὸ τὴν προβληματικὴ τῆς ἀλήθειας τὸ στοιχείο τῆς ἐπαλήθευσης, τὴν περιορίζει στὴ «σημασιολογικὴ» διάσταση τῆς γλώσσας καὶ ἀπὸ τὴν ἄποψη αὐτὴ «προλαμβάνει» τὸν ὅρισμό τῆς ἀλήθειας πού μᾶς δίνει ἀργότερα ὁ Tarski. Ἀπὸ τὴν ἄλλη μεριά πάλι ἡ θεωρία τῆς ἀλήθειας τοῦ Schlick βρίσκεται σὲ στενὴ σχέση μὲ τὸ παραγωγικὸ σχῆμα θεμελίωσης τῆς ἐμπειρικῆς γνώσης καὶ ἀπορρέει ὡς ἓνα σημεῖο ἀπὸ τὴν προβληματικὴ τῆς τελευταίας. Ἡ μονοσήμαντη ἀντιστοιχία ἐλέγχεται πράγματι στὰ πλαίσια μιᾶς παραγωγικῆς μεθόδου ἐπαλήθευσης, ἡ ὁποία ἀναπτύχθηκε παραπέρα ἀπὸ τὸν Popper καὶ τὸν Hempel καὶ προϋποθέτει μιὰν ἀναθεώρηση τῆς βασικῆς ἀρχῆς τοῦ παλιότερου ἐμπειρισμοῦ, σύμφωνα μὲ τὴν ὁποία ὅλη ἡ ἀνθρώπινη γνώση ἀπορρέει κατὰ τρόπο ἐπαγωγικὸ ἀπὸ τὴν ἐμπειρία. Ὁ Schlick περνάει ἔτσι σὲ μιὰ περιοχὴ φιλοσοφικῆς προβληματικῆς, πού ἀναφέρεται στὴ λογικὴ δομὴ καὶ στὴν ἐμπειρικὴ βάση τῶν ἐπιστημονικῶν θεωριῶν.

Ἡ λογικὴ ἀνασυγκρότηση τῶν ἐπιστημονικῶν θεωριῶν πού ἐπιχειρεῖ ὁ Schlick ἔχει ὡς ἀφετηρία τὴν ἀντίληψη ὅτι ἡ γνώση τῶν τυπικῶν δομῶν τῆς πραγματικότητας εἶναι δυνατὴ μονάχα μὲ μιὰν ἀξιοματικὴ θεμελίωση, ὅπως ἐκείνη πού ἀνέπτυξε ὁ Hilbert γιὰ τὴ Γεωμετρία. Ένα ἀξιοματικὸ σύ-



στημα, όταν δέν εἶναι ἀντιφατικό, μᾶς δίνει μιὰ καθαρὰ λογική δομή, πού ἔχει ἀποκοπή ἐντελῶς ἀπό τήν πραγματικότητα καί παίρνει ἐμπειρικό νόημα μόνον μέσα ἀπό τοὺς «κανόνες ἀντιστοιχίσης». Οἱ ἀπόψεις, στό σημεῖο αὐτό, τοῦ Schlick ἀπέκτησαν ἰδιαίτερη σημασία γιά τῖς ἐπιστημολογικές ἀναλύσεις τῶν Reichenbach, Carnap καί Hempel καί ἀνασυγκροτήθηκαν παραπέρα μέσα ἀπό τή θεωρία τῶν «μοντέλων» πού ἀναπτύχθηκε στή πλαίσια τῆς Σημαντικῆς.

Ἡ θεωρία αὐτή τῆς ἀλήθειας ὡς μονοσήμαντης ἀντιστοιχίας ἀντιμετωπίζει ὥστόσο σοβαρές δυσκολίες. Ἄν ἡ ἀντιστοιχία ἀνάμεσα στό σύστημα τῶν σημείων καί τὰ γεγονότα δέν ἔχη τὸ νόημα μιᾶς ἀπεικονιστικῆς σχέσης, τότε ἡ πραγματικότητα παύει νὰ ἀποτελῇ τήν περιοχὴ ἐλέγχου τοῦ συστήματος τῶν σημείων καί ἡ ἀλήθεια ἀνάγεται στήν αὐστηρὴ λογική του συνέπεια. Ἡ ἐπιστήμη γίνεται ἔτσι ἓνα παιχνίδι μὲ σύμβολα, ἓνα σύστημα σημείων πού ἔχει ἀποκοπή ἐντελῶς ἀπό τήν πραγματικότητα καί πού βρίσκει τὸ ἰδεῶδες του στήν ἀξιωματικὴ θεωρία. Ἐδῶ ἀκριβῶς προκύπτει ἓνα σοβαρὸ πρόβλημα: πῶς τὸ σύστημα αὐτὸ τῶν σημείων πού ἔχει ἀποκοπή ἐντελῶς ἀπό τήν πραγματικότητα, ἐφαρμόζεται ὥστόσο στήν πραγματικότητα; Στὴ γλώσσα τοῦ Schlick τὸ ἐρώτημα παίρνει τὴν ἑξῆς μορφή: πῶς εἶναι δυνατό νὰ «ἀντιστοιχίσουμε» μονοσήμαντα τῖς κρίσεις μᾶς, σὰ πραγματικὰ γεγονότα; Στὴν οὐσία ὁ Schlick θέτει ἐδῶ τὸ Καντιανὸ ἐρώτημα: πῶς εἶναι δυνατὴ ἡ ἐμπειρική γνώση; Τὸ χάσμα ἀνάμεσα στήν ἐννοια καί τήν πραγματικότητα γεφυρώνεται, κατὰ τὸν Schlick, μέσα ἀπὸ μιὰ πράξη τῆς νόησης πού καρπὸς της εἶναι ἡ μονοσήμαντη ἀντιστοιχία. Ἡ τελευταία ὡς σχέση πού μᾶς δίνει ἡ νόηση θεμελιώνεται στήν ἐνότητα τῆς συνείδησης, τὴν ὁποία ὁ Schlick θεωρεῖ ὡς ἓνα ἀπλὸ δεδομένο, πού δέν ἐπιδέχεται παραπέρα καμμιὰ ἐξήγηση. Ἔτσι ὁμως ὁλόκληρη ἡ γνωσιοθεωρία του βασίζεται στό αἶτημα μιᾶς νοητικῆς πράξης, πού δέν ἐπιδέχεται κανενὸς εἶδους ἔλεγχου.

Τὸ πρόβλημα τοῦ Schlick ἦταν ἡ θεμελίωση μιᾶς γνωσιοθεωρίας, πού νὰ ξεπερνᾷ τῖς δυσκολίες τοῦ παλιότερου ἐμπειρισμοῦ καί ταυτόχρονα νὰ μὴν ἀντιμετωπίζη τὰ παράδοξα μιᾶς φορμαλιστικῆς θεωρίας τῆς ἀλήθειας. Ἡ θεωρία του ὥστόσο τῆς ἀλήθειας δέν μπορεῖ νὰ ἀποφύγῃ τὸ ἀκόλουθο δίλημμα: ἢ διασφαλίζεται ἡ βεβαιότητα τῆς γνώσης, ἀλλὰ τότε χάνεται τὸ ἐμπειρικό της περιεχόμενο καί, κατὰ συνέπεια, αἶρεται ὁ ἴδιος ὁ ἐμπειρισμός, ἢ διασφαλίζεται τὸ ἐμπειρικό περιεχόμενο, ἀλλὰ τότε χάνεται ἡ διυποκειμενικότητα τῆς γνώσης. Στὴν πραγματικότητα, μέσα στὴ σημειωτικὴ θεωρία τῆς γνώσης τοῦ Schlick διαγράφεται ἤδη μὲ τὴ μορφή αὐτὴ τοῦ διλήμματος τὸ κύριο πρόβλημα τοῦ Λογικοῦ Ἐμπειρισμοῦ σὰ διάφορα στάδια τῆς ἐξέλιξής του ὡς καί τὴν θεωρία τῶν «προτάσεων-πρωτοκόλλων».

Θεσσαλονίκη

Ν. Αὐγελῆς

